

Seelsorge und Trauerarbeit auf der Gasse

Franz Zemp

Theologe, Seelsorger, Verein Kirchliche Gassenarbeit,
Murbacherstrasse 20, CH-6003 Luzern,
franz.zemp@gassenarbeit.ch, www.gassenarbeit.ch

Schlagwörter: Gassenarbeit | Seelsorge | Gassenküche | Sterben | Tod |

Der Verein kirchliche Gassenarbeit Luzern hilft sucht- und armutsbetroffenen Menschen aus der gesamten Zentralschweiz. Die professionellen Dienstleistungsangebote umfassen medizinische Grundversorgung, gesunde Ernährung und individuelle Lebensbewältigungshilfe. Dazu gehören die Gassenküche, die Kontakt- und Anlaufstelle, das Team Gassenarbeit, aufsuchende Gassenarbeit und das Paradiesgässli (für Kinder und suchtbetroffene Eltern). Die ökumenische Seelsorge ist ein zusätzliches Angebot innerhalb des Vereins und geht auf die kirchliche Gründung des Vereins zurück. Im folgenden Essay berichte ich über meine Erfahrungen.

Seit Sommer 2015 arbeite ich in einem Pensum von 30% mit Suchtbetroffenen. Daneben bin ich als Pfarreileiter der Pfarrei MaiHof in Luzern in der allgemeinen Seelsorgearbeit tätig. Seelsorge bei der Gassenarbeit beinhaltet Gespräche über Sinn- und Glaubensfragen, Begleitung bei Todesfällen und Krisen, Gottesdienste an Weihnachten und besonderen Begebenheiten sowie Besuche in Spitälern, Kliniken oder im Gefängnis. Meine Angebote richten sich an alle Klientinnen und Klienten, unabhängig ihrer Glaubenszugehörigkeit. Zudem wirke ich als Seelsorger auch in der Präventions- und Öffentlichkeitsarbeit des Vereins mit, halte Vorträge in Schulklassen oder führe Besuchsgruppen durch die Angebote der Gassenarbeit. In kirchlichen Kreisen, bei Konfirmanden- und Firmgruppen oder kirchlichen Gremien, lege ich den Fokus auf den diakonischen Auftrag der Kirchen.

Immer wieder bin ich mit Fragen rund um Trauer konfrontiert. Handfeste, sichtbare Zeichen oder Handlungen sind für einen Trauerprozess wichtig. Wir alle kennen sie: Der Besuch des Grabes, das Begehen eines Spazierweges, auf dem man oft mit der verstorbenen Person gegangen ist, oder das Anzünden einer Kerze. Viele Suchtbetroffene erzählen von ihrer Art, wie sie um verstorbene Freundinnen und Freunde trauern. «Um meine verstorbene Kumpels nicht zu vergessen, gehe ich jedes Jahr Anfang November auf den Friedhof. Beim Gemeinschaftsgrab, wo viele meiner Bekannten beigesetzt wurden, rauche ich einen Joint und denke mit jedem Zug an sie. Das ist einer der wenigen Momente im Jahr, in denen ich bete.» So beschreibt Javier, ein regelmässiger Besucher der Gassenküche, sein jährliches Trauerritual.

Anderen Suchtbetroffenen gelingt es nicht gut, von einem Menschen, den sie von der Gasse her kannten, richtig Abschied zu nehmen. Einige leiden an fehlenden Möglichkeiten, z. B. zum Besuch des Grabes. So erzählt Peter: «Meine Freundin starb unvermittelt. Erst einige Tage nach ihrem Tod teilte mir

ihr Vater mit, man habe seine Tochter tot aufgefunden. Die Todesursache nannte er nicht. Ich vermute, dass der Mix von Medikamenten mit Heroin zum Tod führte. Die Angehörigen meiner Freundin verweigerten mir die Teilnahme an der Beerdigung, da sie keinen Umgang mehr mit mir als Drogenkonsument wollten. Ich weiss auch nach zwei Jahren nicht, wo meine Partnerin beigesetzt ist. Ich möchte gerne ihr Grab besuchen und abschliessen.» Mit Peter versuche ich in regelmässigen Gesprächen den Tod seiner Freundin zu verarbeiten. Da der Besuch des Grabes und das Wissen der näheren Umstände nicht möglich sind, ist dies ein langer Prozess. Da die Eltern der verstorbenen Frau weggezogen sind, kann ich mit ihnen keinen Kontakt aufnehmen.

Die meisten Suchtbetroffenen sind von ihren Familien abgeschnitten. Diese Isolation erfahren sie als Stigmatisierung. Sie getrauen sich nicht, zur Beerdigung eines Elternteils zu gehen. Auch das sind sehr schmerzhaft Erfahrungen, die viele Betroffene als bleibende Verletzungen in sich tragen. Oft fungiere ich als Vermittler zwischen Suchtbetroffenen und Angehörigen, sofern dies möglich ist und die Familie einen Kontakt mit mir zulässt. Ich habe erst kürzlich erlebt, dass die Mutter einer verstorbenen jungen Frau unmissverständlich zu verstehen gab, dass sie keinen Kontakt mit jemandem von der Gassenarbeit wolle, auch nicht mit einem Seelsorger. Schliesslich hätte ja die Gasse das Leben ihrer Tochter kaputt gemacht. Leider wird die Sucht der Söhne, Töchter oder Geschwister in vielen Familien tabuisiert, auch wenn die Öffentlichkeit inzwischen anders damit umgeht. Für viele Familien ist es eine ferne, unbekannte Welt, die man sich gar nicht näher ausmalen will. Die Hauptthematik darin scheint mir die Schuldfrage zu sein. Viele Mütter und Väter fühlen sich schuldig und mitverantwortlich für das Abdriften ihres Kindes in die Sucht. Obwohl die Gründe für den Konsum von Drogen sehr komplex sind, höre ich von Eltern, sie hätten die Sucht ihrer Kinder verhindern können. Ein Teil der Eltern sucht sich Hilfe bei entsprechenden Elternvereinigungen.

In der Gassenküche halte ich für verstorbene Suchtbetroffene eine Abschiedsfeier. Diese richtet sich an die Besucherinnen und Besucher der Gassenküche. Wenn möglich, informiere ich Angehörige über den Zeitpunkt der Abdankung. Die meisten freuen sich, dass ihr Sohn oder ihre Tochter durch eine Feier gewürdigt wird. Bis jetzt nahm nie jemand aus der Familie daran teil. Stehen Eltern zum Drogentod ihres Kindes, dann organisieren sie ausserhalb der Gassenarbeit eine Beisetzung für ihren Freundes- und Familienkreis.

Der Betrieb in der Gassenküche wird für die Abdankung angehalten. Sowohl die Konsumationsräume als auch das Ambulatorium bleiben geschlossen. Die Abdankung soll allen Besuchenden, die die verstorbene Person gekannt haben, eine Möglichkeit zum Abschied geben. Die Feier hat eine schlichte Form: Musik (wenn möglich das Lieblingsstück des oder der Verstorbenen), ein paar Texte, die zum Leben der Person und



zum Thema Tod passen, ein Gebet und – ganz wichtig – ein Kerzenritual. Alle Teilnehmenden können für die Verstorbenen eine Kerze anzünden. Sie können dies wortlos tun oder dabei von einer Begegnung erzählen oder ein Erlebnis mit dem verstorbenen Menschen beschreiben und sie oder ihn auf ihre persönliche Art würdigen. Ich staune jeweils, wie besinnlich diese halbe Stunde in der Gassenküche ist. Die hektische Stimmung, die sonst ab und zu herrscht, weicht einer Atmosphäre von Stille und Betroffenheit. Die einen sitzen ganz hinten in der Ecke und getrauen sich nicht zu nahe an den Tisch, auf dem das Foto, die Blumen und brennenden Kerzen stehen. Einige sagen es direkt, dass der Tod ihnen zu nahe gehe und sie deshalb Abstand bräuchten. Andere schaffen es gar nicht teilzunehmen. Das Abschiedsritual ist mehr als ein Unterbruch des Alltages. Es ist das Bewusstmachen, dass der Tod ein latenter Begleiter ist. Die teilnehmenden Suchtbetroffenen spüren selber, dass sie die nächsten sein könnten, die sterben. Eine Abschiedsfeier ist für Suchtbetroffene auch eine Reflexion über das eigene Leben. Nicht selten kommen nach einer Abdankung in Gesprächen Ideen zur Sprache, was sie in Zukunft ändern möchten. Bei vielen verfliegen diese Ideen oft wieder und der «Sucht-Alltag» holt sie bald ein. Andere unternehmen Schritte, um sich zu stabilisieren. Sie vereinbaren einen Termin beim zuständigen Sozialarbeiter oder bei der Behörde, um etwas zu erledigen, das sie schon lange vor sich her geschoben haben.

Der Tod wirft – wie bei uns allen – viele Fragen auf. In der Gassenarbeit ist er als Begleiter vielleicht näher und unverblümter. Ich höre immer wieder die Vorstellung, dass der Verstorbene es nun gut habe nach dem Tod, erlöst sei von

all dem «Scheiss und Stress». Nicht wenige Suchtbetroffenen umschreiben ihre Jenseitsvorstellung mit Erlösung, Befreiung, Geborgenheit, Wärme. Dies als Alternative zur aktuellen harten Lebenssituation. «Du hast es nun geschafft und bist an einem guten Ort», sagte neulich eine Teilnehmerin beim Anzünden der Kerze für die verstorbene Freundin.

Gerade in solchen Stunden bin ich als Seelsorger gefragt. Auch wenn viele sagen, sie glaubten nicht an Gott, kommen sie auf den Pfarrer, wie sie mich oft nennen, zu und erzählen von ihrer Angst, dass ihr Leben bald auch zu Ende sein könnte, von ihrer Kindheit und von ihren Träumen. Der Tod anderer löst auch Trauer um Familienangehörige aus. Nach der letzten Abdankung erzählte mir Ruth, eine 50jährige Drogensüchtige ausführlich vom Tod ihres Enkels. Das Kind ihrer Tochter starb unvermittelt am Kindstod. Sie war immer noch schockiert, schob den Verlust und den Schmerz von sich weg. Erst die Abdankung und das Anzünden einer Kerze ermöglichten ihr, darüber zu sprechen. Sonst habe sie kaum Gesprächspartner. Wie sie, bewohnen viele Suchtbetroffene ein Zimmer oder eine kleine Wohnung, sind zeitweise obdachlos, ab und zu im Gefängnis oder in der Notschlafstelle, oder kommen mal bei einem Bekannten unter. Ein instabiles Umfeld bedeutet meistens auch, mit den eigenen Sorgen und Gedanken allein zu sein.

Bei Besuchen im Spital und im Gefängnis wird mir auch die Einsamkeit vieler Suchtbetroffenen bewusst. Es gibt kaum Familienangehörige, die sie besuchen. Meistens sind eine Sozialarbeiterin des Teams Gassenarbeit oder ich als Seelsorger die einzigen Besuchenden. Da höre ich viel Frust. Meine Aufgabe



besteht darin, zuzuhören und die Ausweglosigkeit mit ihnen zusammen auszuhalten. Im Spitalzimmer sind die Suchtbetroffenen allein, vom täglichen Stress zur Drogenbeschaffung entbunden und haben viel Zeit zum Nachdenken. Nicht selten schmieden sie in dieser Zeit neue Pläne und malen Visionen aus, die beflügeln. Das Reflektieren über Sinn im Leben und das Nachdenken über die eigene Realität unterstütze ich als Seelsorger und versuche, zu neuen Schritten zu ermutigen.

Wichtig ist mir zu erwähnen, dass viele Suchtbetroffene auch gerne über leichte Themen reden und die traurigen vergessen können. In der Gassenküche wird während einem Mittagessen oder im Garten beim Rauchen oft gelacht und mit Leichtigkeit über Gott und die Welt philosophiert. Es ist oft sehr inspirierend, diese kreativen und ungewohnten Meinungen über Alltagsthemen, über Politik, Religion und Weltanschauungen zu hören.

Die Arbeit mit Suchtbetroffenen werfen ebenso in mir persönlich Fragen auf. Ich lerne nach zehn Monaten in dieser Arbeit immer noch, die Balance zwischen nötiger Distanz und verstehender Nähe zu finden. Die Arbeit zeigt mir, wie entscheidend tragende Beziehungen sind. Wichtig ist mir selber auch ein Kerzen-Ritual geworden, mit dem ich die gehörten Geschichten dieser Menschen in «grössere Hände» übergebe. Oft werde ich nach der Motivation gefragt. Warum bist du Seelsorger bei diesen Menschen? Vielleicht, weil sich hier das «nackte» Leben abspielt und ich mich mit existentiellen Fragen und Handlungen auseinandersetzen muss? Weil ich mich bis jetzt zu oft mit Luxusthemen und Nebensächlichkeiten befasst habe? Ich erappe mich manchmal, dass ich bei Klei-

nigkeiten toleranter werde und eine Fünf gerade sein lasse. Meine Erwartung an die Gesellschaft ändert sich allmählich. Die Frage, wer denn zur anerkannten Gesellschaft dazu gehört und wer ausgeschlossen und stigmatisiert wird, bewegt mich neu. Ich möchte vermehrt ein öffentliches Leben sehen, an dem auch Menschen mit Sucht, mit Leistungsunfähigkeit und Einschränkungen einen Platz haben.

Als christlicher Theologe motivieren mich biblische Grundsätze, die in der Gassenarbeit eins zu eins umgesetzt werden: Nackte bekleiden, Kranke besuchen, Ausgestossene in die Mitte nehmen und würdigen. Ich bin kein Missionar und es geht in meiner Seelsorgearbeit mit Suchtbetroffenen keinesfalls darum, einen Glauben aufzudrängen. Im Gegenteil: Ich gehe davon aus, dass das persönliche Glaubensverständnis die wichtigste Ressource ist. Ich kann höchstens unterstützend helfen, mit einem Menschen herauszufinden, was ihm wichtig ist und wofür er leben möchte. Ich arbeite mit einer offenen Haltung: Ich bin da, als aktiver Zuhörer und würdige die Menschen, egal wie viele Brüche, Abstürze sie erlebt haben und unabhängig davon, wie oft sie sich selber enttäuscht haben. Ich möchte mit meinem Dasein als Seelsorger, zusammen mit allen im Verein Kirchliche Gassenarbeit, den Menschen ein Stück Würde zurückgeben. Würde, das ist glaub ich das zentralste Wort in meiner Tätigkeit.

Und nicht zuletzt ist es mir als Kirchenvertreter der katholischen Kirche wichtig, nicht für den Erhalt einer Institution oder einer Glaubensrichtung zu arbeiten. Vielmehr soll meine Arbeit dem Menschen dienen. Denn eine Kirche, die nicht dem Menschen dient, dient zu nichts. ●